

Eine Ehescheidung.

Von Ernst Daubert.

Der ehemalige Abgeordnete Robert Merignon, gegen den auf Betreiben seiner Frau ieden die gerichtliche Ehescheidung ausgesprochen wurde, war noch im Jahre 1860 Werkmeister einer Konfervenfabrik in der Bretagne. Er zählte siebenundzwanzig Jahre, als ihm die Erbschaft seines einzigen Verwandten, eines Onkels von mütterlicher Seite zufiel; nun sagte er den Entschluß, sich selbstständig zu machen. Er führte im Süden den Indusriefzweig ein, dessen ganzes Getriebe er gründlich gelernt hatte, und bei seiner angeborenen Geschäftlichkeit und Ausdauer fand er nach Verlauf von sechs Jahren an der Spitze von vier Fabriken, in welchen 2000 Arbeiter beschäftigt waren. Er spielte damals eine große Rolle. Die kaiserliche Regierung verlieh ihm einen Orden— nach dem Kriege wählten ihn seine Mitbürger zum Abgeordneten. Er hatte den Braten gerochen und sich im geeigneten Augenblicke unter die Republikaner gemischt, um dann, als ihnen die Macht zufiel, am Plage zu sein und den ganzen Vortheil aus dem Einflusse zu ziehen, den er erworben. Sein Vermögen wuchs denn auch gewaltig.

Als eingetragener Junggeheirateter hatte er nicht geheiratet; aber er spielte den Beschäfer einer der hübschesten Pariser Künstlerinnen. Sie sah ihn hinter das Licht. Er wußte es und trotzdem behielt er sie. „Eine Andere würde es gerade so machen,“ sagte er. „Wozu verheirathen? Ich verlange von ihr nur Eines: sie darf nicht in die Lage bringen, als ob ich nicht wüßte, daß sie sich einen Ehemann mit mir erkaufte.“ Diefelbe Gleichgültigkeit behandelte er in allen Dingen, soweit es sich nicht um geschäftliche Angelegenheiten handelte. Er lebte als Rabob in einem wohnhaften Logis, dabei blieb er aber der einfache Bürger in seinem Gehaben und ein Verächter der Fofe und Förmlichkeit, wie in jener Zeit, da er noch Werkmeister war. Er bemühte sich geradezu, den Arbeitern zu benehmen, daß er seine niedrige Abstammung nicht vergessen habe.

An einem Dezember Abend des Jahres 1878 wollte er sich, nachdem er zu Hause allein gespeist hatte, in Gesellschaft begeben und durchschritt die Avenue des Champs Elysees, melancholisch wie ein Mann, dem die Lebe seines Herzens und die Einsamkeit seines Lebens dem drohenden „Ainzigere“ recht schwer empfänglich macht. Blöthlich wurden seine Schritte in einem Straßeneck gehemmt. Eine Bettlerin mit einem Kinde auf dem Arm stand vor ihm.

„Eine milde Gabe, gnädiger Herr, oitte schön!“ Die Stimme, welche um Almosen bat, eine helle, zitternde, klangvolle Stimme, bewegte ihn bis in's Innerste. Bei dem aus einem Laden dringenden Lichtschein erblickte er ein junges, blondes Weib, armelig und schwach, aber von zierlicher Haltung in dem ärmlichen Kleide, mit einem fein geschnittenen Gesicht und Augen, welche wie glühende Kohlen funkelten.

„Das Kind gehört Dir?“ fragte er. „D nein, Herr. Ich bin erst 16 Jahre alt, ich bin fittsam. Es ist mein Bruder, aus der zweiten Ehe meines Vaters.“

„Was treibst Dein Vater?“ „Früher war er Holzladner am Quai de Bercy. Aber seitdem er wieder geheiratet hat, arbeitet er nicht mehr. Er betrinkt sich.“

„Schönes Beispiel! Und Du, Du betrinkst?“

„Herr, das ist nicht meine Schuld. Meine Stiefmutter hat ihn dazu gebracht, mich von den Schwestern der Vorlesung“, wo ich so glücklich war, wegzunehmen und mich auf die Straße zu setzen. Sie thun nichts, ich und mein Bruder ernähren sie.“

„Ist das auch wahr, was Du mir da erzählst?“

„Gehen Sie zu den Schwestern nach Bercy, gnädiger Herr. Fragen Sie nach der kleinen Jacqueline, und Gott verdamme mich, wenn ich gelogen habe.“

„Also gut,“ sagte er, mit jenem barocken Tone, der seine Entschlüsse zu begleiten pflegte. Da hast Du meine Adresse auf dieser Karte, bringe sie mir morgen früh wieder, wenn ich mich weiter mit Dir beschäftigen soll.“ Die Bettlerin wich mißtrauisch zurück. „Behaltet Eure Karte! Man hat mir schon öfter Anträge gemacht. Ich will aber weder von Eurem Antrage, noch von anderen etwas wissen.“

„Also Du glaubst... Aber behalte sie nur, ich bin doch schon ein Alter.“ Die Alten sind die abgeklärtesten. „Tief bewegt ergriff er ihre Hand, eine kleine, ganz ausgeprägte Hand, und sagte: „Bei Deiner verstorbene Mutter schwöre ich Dir, mein Kind, daß Du ohne Furcht zu mir kommen kannst.“

„Der Himmel lohne es Ihnen, gnädiger Herr... Ich werde kommen... Nur gebt mir eine Kleinigkeit schon jetzt. Wenn ich nichts nach Hause bringe, werde ich geschlagen.“ Drei Jahre nach dieser Begegnung führte Merignon aus England die ansehenswürdigste junge Frau heim, mit welcher er sich in London vor dem französischen Konsul und in einer katholischen Kapelle vermählt hatte. Niemand konnte vermuthen, daß diese gänzlich verwaiste angebliche Engländerin, mit welcher er so lange Zeit in Paris gelebt wurde, niemand Anderes als die

Bettlerin sei, die Merignon eines Abends in der Avenue des Champs Elysees aufgefunden. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, aus ihr eine ehrbare und glückliche Frau zu machen.

Wie konnte er sich mit seinen achtundvierzig Jahren zu der Ehe mit diesem hübschen zwanzigjährigen Mädchen entschließen? Man hat es eigentlich niemals recht erfahren. Aber es scheint, daß das Mädchen es haben wollte. Abnehmend, daß sie in dem beweglichen Herzen Merignon's Liebe entzückt hatte, und durchdrungen von Dankbarkeit für den Mann, der sie aus ihrem düsteren Dasein zum hellen Sonnenlicht emporgehoben, glaubte sie nicht besser ihre Schuld abtragen zu können, als indem sie sich ihm ergab. Und er, den man niemals geliebt, hatte nicht die Kraft, auf der Schwelle des Paradieses, welches sich ihm öffnete, Widerstand zu leisten. Er ließ sich fortziehen, ohne in die Zukunft zu blicken.

Wiewohl es Merignon mitunter betrieblie, daß er kinderlos sei und an der Reize des Lebens stehe, während Jugend und Schönheit seiner Frau in voller Blüthe waren, fühlte er sich doch nach neunjähriger wolkenloser Gemeinschaft im Besitze des vollkommensten Glückes, welches je einem Manne zu Theil geworden. Jacqueline erfüllte das Haus mit dem Duft ihrer Anmuth und dem Reiz ihres Lächelns. Sie gehörte ganz ihm, nur ihm, einzig besorgt um sein Glück und seine Ruhe, und setzte ihren Stolz darin, ihm mit jedem Tage mehr begreiflicher zu machen, daß er nicht ihr Glück allein durch die Heirath geschickt hatte, sondern noch mehr das feine. Und er war so besetzt und befehlt von dem Vertrauen in die Ewigkeit einer Liebe, welche süße und gärtliche Früchte wachhielt. Aber dieses Vertrauen wackelte in dem Augenblicke zerstört werden, in welchem Merignon glaubte, er habe hier auf Erden nichts mehr zu fürchten als den Tod.

Er hatte damals als Sekretär einen jungen Mann, Adrian Derval, ungefähr ebenso alt wie Jacqueline, Sohn eines verstorbenen Arbeiters aus den Fabriken. Adrian war noch ein Kind, als er Waife wurde. Merignon nahm ihn zu sich, ließ ihn erziehen und rief ihn später auf einen Vertrauensposten nach Paris, der geeignet war, zwischen den Weiden familiäre, liebevolle Beziehungen zu schaffen. Adrian verehrte seinen Wohlthäter als den Herrn seines Glückes. Die Frau seines Wohlthäters verehrte er nicht nur, er brachte ihr sogar noch ihre Schönheit Bewunderung entgegen. Aber in keiner Weise verriet er diese tiefe und reine Empfindung. Niemals kam es ihm in den Sinn, die Augen zu Frau Merignon zu erheben, ebenso wenig die, ihre Gedanken auf ihn zu lenken. Er erwiderte in seinem Herzen einen Akt, dessen Jodol sie unbewußt war, und Adrian hätte Jedermann ins Gesicht gelacht, der es sich hätte einfallen lassen, ihm vorauszusagen, was kommen sollte.

Die Jugend zieht die Jugend an, Liebe lockt Liebe hervor. Diese Unschuldigen wußten es nicht, der Mann war in seinem Vertrauen blind, und Jacqueline und Adrian, behütet von ihrer Ergebenheit oder wenigstens in dem Glauben, es zu sein, fühlten kaum, wie die Leidenschaft sich langsam in ihren Herzen entflammete.

An einem Sommerabend des Jahres 1890, es war auf dem Lande in der Umgebung von Paris, hatte sie Merignon, der plötzlich geschäftlich abgerufen wurde, auf vierundzwanzig Stunden allein gelassen. Das Feuer, welches in ihnen unbewußt brannte, loderte auf. Sie hatten nichts gewollt, nichts verabredet nichts vorbereitet. Aber ein unerwartetes Zusammentreffen, ein familiärer Gespräch, ihre Schönheit, ihre Jugend, ihre Unerfahrenheit, all dieses reichte hin, um die Schatten zu zerstreuen, welche ihnen die Wirklichkeit verschleierte, und ihre Liebe zu entbeden. In den Hefeln eines Raschens, einer um so furchtbareren Gefahr ausgelegt, als sie das Maß der Leidenschaft nicht kannten, waren sie im Augenblicke unfähig zu widerstehen und sie unterlagen. Es kam so rasch, wie das Anfluteten eines Sturmes. Als sie ihre Verwirrung besiegelt hatten und wieder zu sich kamen, war der nicht wieder zu machende Schritt geschehen. In der finsternen Nacht, die ihre Hefershefterin wurde, entsetzten sich Neue und Bewußtseinsbisse, und so groß schien ihnen ihr Unglück, so grauenhaft der Seelenzustand, in welchem sie durch den Schmerz gerietten. Denjenigen verrathen zu haben, dem sie Alles und auch die Möglichkeit, immer zusammen zu leben, verdankten, daß sie zu Herben beschlössen.

Merignon hatte bei Tagesanbruch Paris verlassen, um rascher zu seiner Frau zurückzukehren, und als er gegen sieben Uhr Morgens in seine Wohnung trat, schnürte ihm Kohlendunst die Kehle zu und er sah Rauch aus dem Zimmer Jacqueline's dringen. Er lief nach diefer Seite, riß die Thür auf und stieß einen Schrei der Verzweiflung aus. Auf dem Bette lagen seine Frau und sein Sekretär ausgestreckt, Arm in Arm und leblos. Auf dem Nachttisch neben ihnen war ein geöffnetes Brief, welchen er furchtlich verschlang. Das Schreiben besagte: „Da wir weder unsere Bewußtseinsbisse noch unsere Liebe überleben konnten und obwohl wir uns für unehren Fehttritt nicht verantwortlich betrachten, schübten wir ihn, indem wir uns das Leben nahmen.“

Er verstand Alles und sank zu Boden.

... Jacqueline und Adrian wurden in's Leben zurückgerufen. Nur zwei

Diener waren Zeugen. Merignon erkaufte ihr Stillschweigen. Er fragte sie lange Zeit, welche Lösung er dieser tragischen Leidenschaft geben solle, die ihn zur Verzweiflung brachte. Eines Mitleids fühlte er nicht, die durch die Ohnmacht hervorgerufen wurde, sich an Denjenigen zu rächen, welche die Reue bis zum Selbstmord getrieben hatte, und er beschloß, die Weiden zu verheirathen. Auf Merignons Wunsch mußte seine Frau unter dem Vorwande häuslicher Pflichten, an denen er Schuld trage, die Scheidung verlangen. Sein Wille war es auch, daß sie nach dem Urtheilsprüche in England bis zu jenem Tage Aufenthalt nehme, an welchem sie ihre Geliebten heirathen könne. Auf seinen Wunsch hat auch Adrian bis dahin eine Reise ins Ausland unternommen.

Bei Bismard.

Eine Deputation des akademisch dramatischen Vereins zu Leipzig begab sich neulich nach Friedrichsruh, um dem Erzkanzler seine Ernennung zum Ehrenmitglied jenes Vereins mitzutheilen. Ein Braunschweiger Blatt bringt eine ausführliche Mittheilung des den Leipziger Studenten gewordenen Empfanges. Bemerkenswerth ist darin besonders das, was Fürst Bismard in Bezug auf seine Ansichten über die Kunst sagt. Wir lassen deshalb den Bericht jener Zeitung unverfälscht hier folgen.

Auf die Anekdote des Sprechers erwiderte der Fürst Folgendes: „Ich danke Ihnen von Herzen für die Ehre, die Sie mir durch diese Aufnahme in Ihren Verein und durch Ihr Erscheinen erwiesen, und Ihr Diplom wird mir unter den Zeichen des Wohlwollens, die ich aus studentischen Kreisen empfangen habe, werthvoll sein. Ich freue mich über jede Anerkennung, die ich bei der Jugend erfare: wenn man in meinem Alter ist, so hofft man mehr als früher auf die jüngeren und nachfolgenden Generationen, und ich bin nicht gleichgültig gegen deren Urtheil nach meinem Tode. Zu den Symptomen für meine eigene Hoffnungen, „post obitum“ gehört auch die Theilnahme, die ich bei der studentischen Jugend finde, zu der mich die Erinnerung an die Jahre hinzieht, während deren ich selbst Student war. Sie sagen, dieser Augenblick sei bis jetzt der bedeutendste ihres Lebens. Ich weiß nicht, ob ich sagen soll: ich fürchte, oder ich hoffe, daß Sie noch bedeutendere erleben werden und schwerere. Meine Wünsche begleiten Sie dahin. Wenn ich in Anbetracht der künstlerischen Ziele, deren Sie dienen, noch ein Wort „pro domo“ reden darf: Ich bin in den Verdacht gekommen, als wenn ich für Kunst keinen Sinn hätte; noch neulich hatte ich Gelegenheit, dies zu hören und gerade der von mir sehr geliebten Musik gegenüber. Mit der Politik geht es aber, wie mit allen menschlichen Leidenschaften, sie nehmen die Hand, wenn man den Finger giebt, und wie stärkere Raubthiere die schwächeren treffen, so läßt auch die Stärke unter den Reigungen die andern nicht aufkommen. Ich hatte mich von der Politik ganz erlassen lassen und für Theater und Kunst meine Zeit übrig. Jetzt, wo ich mit dem Dienste nicht mehr zu thun habe, würde ich gern den Schaden nachholen und oft nach Hamburg ins Theater fahren, wenn die Hamburger sich erst mehr auf mein Erscheinen genöhnt haben und mich wie einen der Ihrigen, der ich ja kraft Bürgerbrief bin, zirkuliren lassen. Wenn die Jahreszeit günstiger wird, hoffe ich auch, mehr ins Theater zu kommen. Nehmen Sie, meine Herren, die besten Wünsche für das Gelingen ihres Vereines. Ich freue mich, daß Sie Ihrer Reizung zur Kunst auch selbstthätig nachkommen. Goethe schloß das Theaterstück als eines vorbereitende Schule für äußeres Auftreten im Leben, und ich glaube, sie ist besonders für den Deutschen wichtig, zum Zweck des „begoudir“ des „Entschüterns.“ Frei und beweglich macht es im äußeren Auftreten fürs Leben.“

Fürst Bismard lud die Deputierten sodann zum Frühstück, und die Gäste theilten gewissenhaft mit, was ihnen da vorgelegt worden war; Wildschweinestopf mit Tomatenauce, Sülze glace, Coelettes mit Kartoffelpüree, Krumm mit gebratenen pommerischen Erbsen, Gämebrust; Alun; so sagte der Berichterstatter erklärend hinzu, ist eine Lieblingsweise des Fürsten, sie besteht aus Gänsefleisch mit Knoblauch und Zwiebeln. Neben Bier und Wein verschiedene Sorten wurde auch Wodka, echter russischer Kornschnaps, gereicht. Auf der betreffenden Tische befand sich das Wappen von Lithauen; dieses veranlaßte einen der Gäste zu der Bemerkung: „Nun, die Lithauer werden ihr Wappen wohl auch nicht lange mehr führen.“ Der Fürst erwiderte: Wissen Sie, das ist mir ganz gleichgültig, um Politik kümmere ich mich nicht mehr; es geht mir wie einem Wanderer im Schnee, er fängt allmählig an zu erstarren, er sintet nieder und die Schneeflocken bedecken ihn, es ist ein angenehmes Lustgefühl. So erstarre auch ich allmählig, mein Interesse an der Politik schwindet, aber ich fühle mich wohl dabei.“

In Washington sind im Staats-Departement von den Seelen des Kreuzers Baltimore in Folge der von dem Böbel in Balparaiso erlittenen Unfälle 22 Schadenersatzklagen im Gesamtbetrage von \$1,135,500 anhängig gemacht worden. S. A. Bruns, Präsident der verfrachten Bank in New York, ist wegen Unterschleifs von \$50,000 verhaftet worden.

Ein Mörderpaar.

Dem kürzlich in Wien zum Tode verurtheilten Schneiderschen Ehepaare, das eine Anzahl Dienstmädchen ungebracht hatte, stellt sich würdig zur Seite ein Mörderpaar in der Provinz Sachsen, über dessen Schandthat ein hameiner Blatt Folgendes berichtet: Vor etwa einem Jahre begab sich die achtzehnjährige Tochter des ehemaligen Gastwirths Klages von Hameln infolge einer Anzeige in der „Hannoverschen Zeitung“ nach Hannover, um von dort nach Köln zu fahren. Sie sollte eine auf jene Anzeige hin übernommene Stelle als Reisebegleiterin bei einer Herrschaft übernehmen, die nach Italien reise. Seit jener Zeit ist die Klages verschollen. Ihre Angehörigen haben die ausgedehntesten Nachforschungen nach ihr angestellt, aber ohne den geringsten Erfolg. Sie haben nur feststellen können, daß die Klages gleich bei ihrer Ankunft in Hannover von der angebliehen Stellenvermittlerin in Empfang genommen und mit ihr nach Köln weiter gereist ist. In Köln aber ist sie nicht eingetroffen und von Hannover ab fehlt jegliche Spur. Dies war um so räthselhafter und beängstigender für die Angehörigen, da keinerlei Grund für das Mädchen vorlag, seinen Aufenthaltsort zu verwechseln, und man im Oegentheil baldige Nachricht über sein Wohlergehen bei der Herrschaft erwarten mußte. Die Vermuthung, daß es durch jene Anzeige in böser, schändlicher Absicht nach Hannover gelockt, von dort weiter geführt und dann das Opfer eines Verbrechens geworden sei, nimmt jetzt leider greifbare Gestalt an. Aus Anlaß des Zeitungs-Auftrufes des Staatsanwalts zu Magdeburg betreffen den Raubmord an der Emma Kasten aus Pr. Minden ist von den Angehörigen der Klages ein Brief der betreffenden Stellenvermittlerin, unterschrieben Anna Blume, bei der Postbehörde von Hameln eingereicht worden. Dieser Brief ist nun mit einem Schreiben, das bei der Raubmordangelegenheit in der Neuhaldenslebener Post betheiligte Dorothee Buntrod aus Osnaabrück vor etwa einem Jahr an das hiesige Amtsgericht gerichtet hat, verglichen worden. Die Buntrod hat damals das Amtsgeschäft um Entlassung ihres im Gerichtsgefängnis weilenden Verlobten Erbe. Dieser Verlobte und die Dorothee Buntrod sind die jetzt hier in Untersuchungshaft befindlichen Mörder der Emma Kasten, die sie zur Ausführung ihrer grauenhaften Mordthat ebenfalls als Reisebegleiterin gewonnen und in den Wald bei Neuhaldensleben gebrückt haben. Die Vergleichung der Schriftstücke hat fast zweifellos ergeben, daß sie von einer Person, also von der Raubmörderin Dorothee Buntrod geschrieben sind, die Einleitung beider Briefe stimmt wörtlich überein, ebenso gleichen sich die Schriftzüge. Hiernach liegt der dringende Verdacht vor, daß die Tochter des Gastwirths Klages von hier von dem Mörderpaare Erbe und Buntrod in gleicher Weise ermorbet worden ist wie die Emma Kasten; denn zu der Zeit als die Klages vermißt wurde, befand sich Erbe auf freiem Fuße. Die Angelegenheit ist sofort der Staatsanwaltschaft zu Hannover zur Untersuchung mitgetheilt worden.

„Indian Claims.“

Die Fürsorge für die rothen Ureinwohner dieses Landes kostet den Vereinigten Staaten jahraus jahrein eine beträchtliche Summe. Man hat dem Indianer gestattet—schreibt ein östliches Blatt—sich nach Verzeulust auf Hunderten von Quadratmeilen auszutoben, nachdem er selbst nicht am Wenigsten dazu beigetragen hat, in Gemeinschaft mit dem weißen Mann das einzige stolze Wild, welches die weiten Prärien beherrschten, den Bison, völlig auszurotten.

Man weiß eigentlich jetzt nicht mehr, wozu diese verödeten Weidelandereien, aus welchen die Reservationen bestehen, denn überhaupt noch dienen sollen. Wild zu jagen giebt nicht mehr: nur der heulende Cayote und allenfalls der Präriehund und das Präriehuhn sind die Erben des schmählich hingeschlachteten Büffels geworden. Kein Wunder, wenn sich „Poor Joe“ auf seinen weiten Jagdgründen entsehrlich langweilt; Jäger oder Viehzüchter zu spielen, dünkt ihm verächtlich und weiblich.

Seine Regierungskationen verschachtet er meist für Whisky oder verliert sie im Spiel. Was bleibt ihm da noch anderes übrig, als das edle Metier des Strauchritters? Alle diese Folgen. Indianerzustände laufen auf weiter nichts hinaus, als auf Morbrennerien und Plünderungen gegen die weißen Anfelder. Die müssen die abscheuliche Suppe aessen, welche schmutzige und betrügerische Indianer-Agenten eingebracht haben. Und wenn dann die tapferen Bundesstruppen den Auffland gedämpft, die übrig gebliebenen Indianer wieder in ihre „Bad Lands“ oder sonst wohin zurückgebrängt haben und die Squaws ihren Herren und Giebtern die grelle Kriegsbemalung wieder von Körper abgetragt haben, dann kommen auch die geschädigten Anfelder allmählig angerückt und verlangen von Antel Sam, daß er den Schaden, den seine verhäthselten rothen Kungen angichtet, wieder gut mache.

Soldier „Indian Claims“, was natürlich ist, Ansprüche gegen die Indianer“ zu überlegen ist, lagern gegenwärtig über 6000, die noch der Erlebigung harren, in den Aktenböden des Ministeriums des Innern in Washington. Die Gesamtsumme der angebeteten Schäden beläuft sich auf rund

zwanzig Millionen Dollars! Dabei sollten Antel Sam doch von Rechts wegen die Haare zu Berge stehen. Denn danach verursacht jeder Kopf der indianischen Bevölkerung, Squaws und Papusen mit eingerechnet, durch rein mutwillige Beschädigung in etwa zehn Jahren gegen zweihundert Dollars baaren Verlust! Der vorlezte Congress hat diese Ansprüche dem „Court of Claims“ zur Untersuchung und Entschädigung überwiesen.

Und diese Ansprüche gehen keineswegs im Aktenhaube der Schreibstaben verloren. Am 1. Juli 1891 waren noch 7985 Fälle rückständig, die Summe des Schadens belief sich auf \$22,500,000. Davon wurden 252 Fälle durch Bezahlung von \$750,000 aus der Welt geschafft, 1500 weitere Fälle wurden durch jährliche Abschlagszahlungen zu einem billigen Vergleich gebracht.

Im Ganzen sind 1700 spruchreife Fälle vom Minister des Innern erledigt worden.

Man könnte nun wohl die Frage aufwerfen, ob es nicht am einfachsten wäre, wenn man die als gerecht befundenen Schadenersatzansprüche nicht einfach von der Summe abzöht, welche die Regierung als Kaufgelde für eröffnete Reservationen den Indianern schuldet. Eine solche Bestimmung existirt in der That, ist aber praktisch nicht leicht durchführbar, denn die Stämme können einmal nicht in Bausch und Bogen für individuelle Vergehen haftbar gemacht werden, und dann vergeht über der Prüfung meist eine so lange Zeit, daß die eigentlichen Thäter längst gestorben oder verschollen sind, wenn die Sache endlich spruchreif geworden ist.

Historische Forschungen in Krent.

In Moskau wird man demnächst im althistorischen Krent umfassende Nachforschungen anstellen lassen, von denen man sehr interessante Funde erhofft. Durch den Straßburger Archäologen Prof. Dr. Eduard Dräumer, der sich in Moskau mit eingehenden Studien beschäftigt, ist die Aufmerksamkeit der kompetenten Kreise darauf gelenkt worden, daß möglicherweise die seinerzeit berühmte, aus gegen 800 griechischen und lateinischen Handschriften bestehende Bibliothek des Zaren Iwan Grosini noch erhalten sein könnte. Eine Durchforschung des Krent hat vor Jahren bereits ergeben, daß dort noch mancherlei hochinteressante Denkmäler der Vergangenheit und lateinische Handschriften bestehende Bibliothek des Zaren Iwan Grosini noch erhalten sein könnte. Eine Durchforschung des Krent hat vor Jahren bereits ergeben, daß dort noch mancherlei hochinteressante Denkmäler der Vergangenheit und lateinische Handschriften bestehende Bibliothek des Zaren Iwan Grosini noch erhalten sein könnte. Eine Durchforschung des Krent hat vor Jahren bereits ergeben, daß dort noch mancherlei hochinteressante Denkmäler der Vergangenheit und lateinische Handschriften bestehende Bibliothek des Zaren Iwan Grosini noch erhalten sein könnte.

Der Indianer als Sänger.

Der Gesang spielt bei dem Indianer eine große Rolle. Er begleitet ihn auf dem Marache, bei der Friedensspeife, bei der Aufnahme eines Stammesangehörigen unter die Hainptlinge, sowie bei seinen Tänzen. Das Weiste singt er mit Kehlkopfstimme und zwar mit Vorliebe in schriller Weise, dabei läßt er die Töne nicht einzeln erschallen, sondern gleitet von einem zum anderen, ungeführt in der Weise, wie unsere Großmutter religiöse Lieder gesungen haben. Außerdem liebt der Indianer seinen Gesang mit einem gewissen äußeren Lärm zu begleiten, zu welchem Behufe er ein Fell über einen Waschzuber spannt und kräftige Schläge darauf führt. Dadurch aber geht natürlich Harmonie und Melodie total verloren, welche um so schwerer zu erkennen sind, da der Gesang sich meistens nur in fünf Tönen bewegt. Der Rhythmus ist äußerst eigenartig, fast an ungarische Tempowesen erinnernd.

Der Indianer kennt keine geschriebene Sprache, keine Theorie, und seine Gesänge sind vom Vater auf den Sohn überkommene Traditionen. Die Geschäfte seiner Vorfahren selbst lernt der Indianer nur durch Gesänge kennen, und wie er Alles in symbolischer Form bezeichnet, so merkt auch der Musikkenner bald den symbolischen Charakter der indianischen Gesänge bei gewisser Gelegenheit heraus. Fräulein Alice Fischer von der Howard Universität, welche die Musik der Indianer sich zum Studium bildete, war die erste Weiße, der es gelang, bei einem Omaha-Stamme der Aufführung der Sonnenlänge beizuwohnen, und sie beschreibt die dabei angeführten Gesänge als hoch poetisch und feierlich.

Bezeichnend sind die Gesänge bei der heiligen Friedensspeife, welche bekanntlich mit Adlerfedern geschmückt ist. So wie der Adler in seinen Schwingungen sich aus seinem Neste erhebt, so ist der Gesang gehalten und die Töne werden von Bewegungen der Sänger begleitet. Für den Marach nach dem Stamme, mit welchem die Friedensspeife geraucht werden soll, giebt es einen besonderen Gesang, beim Betreten des Lagers, wie beim Betreten des Hauptzigtvans wiederum, und kein Geistlicher irgend einer Kirche kann ein anvertrautes Beilich mit mehr Ehrfurcht behandeln, wie bei diesen Gelegenheiten der Indianer „the secret callmet.“

Beim Herbedegehen nimmt der Indianer den Rhythmus eines galoppirenden Pferdes an. Der Liebesgesang prägt sich in langsam getragenen Tönen aus, während der Grabgesang eine schnelle, heitere Weise trägt, was folgende Bewand hat: Beim Ableben eines

Hauptlings bringen sich die jungen Krieger Schritte am Körper bei und stecken Holzspöhe in dieselben. Am Tage der Beerdigung aber ziehen sie die Blöde wieder heraus, und damit ist die Klage vorbei, die Seele des Verstorbenen ist jetzt auf dem Wege zu den seligen Jagdgründen, daher sind nur heitere Gesänge am Plage.

Wenn ein Indianer unter die Hainptlinge aufgenommen wird, so theilt er zunächst dem Stammespriester seine Veldenthaten mit und zählt die Scalpe auf, die er den seinerleits Erschlagenen abgenommen. Nachdem beginnt der Priester mit einem Gesänge, in welchem dem Aufzunehmenden mit der Strafe des Donners gedroht wird, dafern er der Wahrheit die Ehre nicht geben.

Auch bei Liebeshändeln haben die Indianer einen besonderen Gesang. Der junge Krieger, dem eine rothhäutige Schöne ihr Herz zugewendet, hat sich auf einen Hügel zu setzen und in singender Weise zu versichern, daß die Liebe der Indianerin ihm ohne sein Juthun zugefallen sei.

Das Lustspiel im Leben.

Hus Raris wird unterm 25. v. M. geschrieben: „Vor einem Jahre wanderte ein 25jähriger hübscher Burche, Klemperer seines Zeichens, aus der Provinz, nach Paris, wo er sehr bald Arbeit fand. Seiner Werkstatt gegenüber lag ein von einer reichen Kaufmannsfamilie bewohntes Haus, an dessen Fenstern sich häufig die Tochter zeigte, wocaus unser Klemperer den Schluß zog, daß sie das seinetwegen thue und in ihn verliebt sei. Er theilte sein Glück einem seiner Freunde, einem Schreiber bei einem Gerichtsvollzieher, mit und bat diesen, ihn bei seinem Liebesroman zu unterstützen. Diese Aufgabe wurde bereitwillig ertheilt, und bald war der Schreiber auch in der Lage, seinem Freunde mitzutheilen, daß er ein Mittel entdeckt habe, einen brieflichen Verkehr mit der Geliebten seines Herzens zu eröffnen. Er gab ihm eine Adresse an, an die er schreiben müsse, und der Klemperer ließ denn auch sofort seinen ersten Brief los und erhielt auch alsbald eine ungemein zufriedenstellende Antwort. Das junge Mädchen versicherte ihn seiner Gegenliebe und sprach die zuverlässigste Hoffnung aus, daß sich auch ihre Eltern dem Glück ihres einzigen Kindes nicht widersetzen würden. Einstweilen müsse man aber allen persönlichen Verkehr vermeiden und der Geliebte möge ihr auch, wenn sie am Fenster erscheinen würde, keine Zeichen machen, um nicht Verdacht zu erregen. Dieser briefliche Verkehr dauerte einige Zeit so weiter, und gleichzeitig knüpfte sich das Freundschaftsband zwischen dem Klemperer und dem Schreiber, dem ersterer sein Glück mit zu verdanken glaubte, immer fester. Er bewies ihm seine Dankbarkeit, indem er häufig die Zeche für ihn bezahlte, ihn zum Theater einlud und ihm auch einen schönen neuen Anzug bauen ließ. Da auf einmal aber kam von der Braut eine traurige Kunde: aus dem geträumten Eheglück, so schrieb sie, könne nichts werden, da sie eben erfahren habe, daß er, ihr Geliebter, ein Christ sei. Sie selbst sei Jüdin, hatte fest zu ihrer Religion und würde auch schon deshalb niemals einen Christen heiraten, weil ihre sehr streng gläubigen Eltern das nicht zugeben würden. Dieses Hinderniß schredte aber den liebeshängenden Klemperer nicht ab, und kurz entschlossen reiste er nach seiner Heimath, wo sich seine Eltern auf sein dringendes Bitten damit einverstanden erklärten, daß er zur jüdischen Religion überträte. Nachdem so alle Hindernisse aus dem Wege geräumt zu sein schienen, lehrte er hochbeglückt nach Paris zurück und schrieb seiner Angebeteten, daß er nunmehr bei ihren Eltern um ihre Hand anhalten wolle. Auf diesen Brief erfolgte aber keine Antwort und ebenso nicht auf mehrere, die er später schrieb. In seiner Verzweiflung beschloß er nun, sich unmittelbar an die Eltern zu wenden. Errothend legte er den Fall dem Vater auseinander, der ihn zuerst zur Thür hinauswerfen wollte. Als der junge Mann aber von einem Briefwechsel sprach, rief der Vater die Tochter herbei, die die Briefe und den Geliebten auf's Entschiedenste verweigerte. Hierüber wohlgegrüßter großer Zorn des jungen Mannes, der einen solchen Zorn anhub, daß der Vater Polizei herbeiföhen und den wüthenden Liebhaber in Gewahrsam abführen ließ. Bei der Untersuchung klärte sich nun die Sache auf; nicht die junge Dame, sondern der Freund, der Schreiber, hatte die Liebesbriefe des Klemperers beantwortet, um diesen an das Verhältniß glauben zu machen und daraus die erwähnten Vortheile zu ziehen. Wenn die letzten Briefe ohne Antwort geblieben waren, so lag das nur daran, daß der Schreiber an der Grippe erkrankt war und deshalb den Briefwechsel nicht fortsetzen konnte. Sonst hätte der reichthümliche Mann, der einen Christen beinahe zum Juden umbelehrt hätte, die Komödie vielleicht noch lange hinspinnen können. Als der Klemperer die Täuschung erkannte, deren Opfer er gewesen war, zog er sich mit Entschuldigungen und tiefbetrübt zurück, wozu auch aller Grund vorhanden war: hatte er doch gleichzeitig eine reiche, schöne Braut und seinen besten Freund verloren. Also geschahen zu Paris. Wenn das aber in einem Lustspiel vorkame, so würde alle Welt sich an der Unwahrscheinlichkeit der Fabel stoßen.“

Zu Susquehanna, Pa., ist in den großen Locomotivwerkstätten der New York, Lake Erie & Western Bahy die Achtsundzwanzigste eingeseht worden.